

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Otto Roßmann / Am 15. Juli / Ernst E. Stein: Jeremiade / Ein Briefwechsel / Die Willkür an der Tür des Richterzimmers

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.

Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn“ gestattet.

DAS NEBELHORN

Nr. 16

15. AUGUST 1927

I. JAHR

OTTO ROSSMANN,

ein Mensch, ein Durchschauer des Schwindels, ein Anwalt der Hilflosen, ein Schätzer alles gering Geachteten und der erste Freund und Wegbereiter des Nebelhorns, ist am 8. August abends im 37. Lebensjahre in Turnau bei Aflenz verschieden. Er war ein verspätetes Opfer des Krieges und des Stümperns der Militärärzte am „Menschenmaterial“. Er hat jahrelang unsäglich gelitten und starb als Tabak-Trafikant, also im Vollbesitz jener Würde, die der Staat nur den Protektionskindern unter seinen Invaliden als Gegengabe für die Opferung von Gut und Blut verleiht, indem er sinngemäß dem Kämpfen der Helden mit Zündwaren den Handel der Helden mit Rauchwaren folgen läßt. Er besaß nur wenig, aber das Wenige hat er mir immer wieder fürs Nebelhorn angeboten. Er glaubte an mich schon zu einer Zeit, in der ich noch nicht einmal selber an mich glaubte. Die Zukunft mag ihn deshalb loben oder verlachen. Mir bleibt sein Andenken gesegnet für Lebenszeit.

AM FÜNFZEHTEN JULI

zwischen 11 und 12 Uhr vormittags, also an dem Tage und in der Stunde, als in Graz jene Nummer des Nebelhorns erschien und versendet wurde, die von der „Rechtspflege“ im allgemeinen und von der dieses Staates im besonderen handelte, haben ein paar hundert Wiener das Wigwam ihrer obersten Gerichtsbehörden, den Justizpalast angezündet und damit symbolisch zum Ausdruck gebracht, was man schon lange munkelte, daß nämlich sozusagen das „Vertrauen des Volkes zur Rechtspflege erschüttert“ sei. Wenn Menschen eines Schlages, der auf der ganzen Welt wegen seiner Gutmütigkeit in Verruf ist, sich zu einer solchen Tat hinreissen lassen, so muß das wohl ganz besondere Gründe gehabt haben. Bei anderen Völkern, die nicht so wie der Oesterreicher geneigt sind, das Treiben ihrer Bonzen als ertogewollten Pallawatsch mit Geduld und Humor zu ertragen, hätte wohl die Tatsache, daß die Leute, die die Invaliden als Bettler verkommen lassen und durch Verordnung und Judikatur das Kleinrentnerelend auf dem Gewissen haben, noch immer in Palästen amtieren, allein zum Ausbruch des Zornes genügt. Von den Wienern aber, die den Justizpalast angezündet haben, wußten nach dem Berichte von Augen- und Ohrenzeugen die meisten überhaupt nicht, was sie für ein Gebäude vor sich hatten und, zu einer friedlichen Demonstration ausgezogen, handelten sie, erst von einem Reiterangriff der Polizei bis aufs Blut gereizt, gleichsam visionär.

Man mag über diese Reaktion des Volkes auf einen Gerechtigkeitsbetrieb, der seine Pranken mit allen Salben geschmiert, aber noch niemals in Unschuld gewaschen hat, denken wie man will, Sinn hatte sie, wie alle Gewalttaten, keinen. Es sei denn, man sähe ihn darin, daß durch sie die obersten Gerichtshöfe jetzt gezwungen sind, im Gebäude der

ehemaligen österreichisch-ungarischen Bank zu am-
tieren und so zu jenem Institut heimgefunden haben,
dessen verbrecherische Banknotenfälschungen sie
durch ihre Justiz zu schützen berufen sind. Wenn
man aber alles bedenkt, was dieses hinten und vorn
betrogene Volk ertragen mußte, bis ihm die Galle
überging, dann kann man seine Gewalttat wenig-
stens verstehen, wenn man sie auch nicht billigen
kann und bedrückt ist von dem Anblick, wie durch
sie das Volk geradewegs auf das Niveau seiner Re-
gierung sinkt, die, von einem päpstlichen Hauspräla-
ten kommandiert, unentwegt Gewalt sät und sich
dann in groteskem Erstaunen darüber wundert, daß
sie Gewalt erntet, statt Steuern, Pfründen und Diä-
ten. Und man schämt sich, zu sehen, wie sich die
sogenannten „niederer“ Instinkte des Volkes mit den
höheren Instinkten seiner Ausbeuter gemein machen.
Die Reaktion der Regierung aber auf diesen Wut-
ausbruch des Volkes, dieses Säen neuer Gewalt,
deren Ernte nicht lange auf sich warten lassen
wird und die Melodie, mit der die bürgerliche Pres-
se, die ihre Freiheit doch auch nur einer Revolution
im Jahre 1848 verdankt, bei der es übrigens noch
weitauß ärger zuging, die aber natürlich großartig
war, weil dabei die Bürgerlichen revoltierten — die
Melodie also, mit der die Presse diese Orgien einer
an Auszehrung leidenden Autorität begleitet, die
nicht nur lügt wie gedruckt, sondern auch druckt
wie sie lügt: dazu muß doch etwas gesagt werden,
wenn es auch selbst heute noch schwer ist, Sprach-
losigkeit, Entsetzen und Wut zu überwinden und
Worte zu finden, wo sie einem versagen.

Die Feuertaufe des Volkes durch den obersten
Herrn der Polizei, den Vizekanzler Hartleb, hat das
gehalten, was sein Bild in Nr. 12 des Nebelhorns
versprochen hat: daß er doch irgendwie mit dem
Gewerbe der Fleischhauerei verwandt oder ver-
schwägert sei. Diese Erkenntnis dürfte aber so

ziemlich die einzige Wahrheit in der ganzen Angelegenheit darstellen. Denn nie noch ist ein solches Füllhorn von Lügen über uns ausgeschüttet worden wie in diesen Tagen und man kann unbedenklich sagen, daß alles, was da „amtlich verlautbart“ und inoffiziell gequatscht wurde, auch für den, der nicht dabei war, unverkennbar den Stempel der Lüge trägt.

Lüge ist die Behauptung, daß die Revolte geplant war, denn die Leute waren unbewaffnet.

Lüge ist die Behauptung, daß der Angriff der berittenen Polizei auf die Demonstranten aus einem anderen Grunde befohlen wurde, als aus dem der hysterischen Angst der im Parlament versammelten „Volksvertreter“ vor dem Volke.

Lüge ist die Behauptung, daß nicht die Polizei, sondern die Demonstranten mit Dum-Dum-Patronen geschossen hätten und man kann es nur Idioten zumuten, zu glauben, die paar Patronen für Elefantenjagden, die sich eine kleine geplünderte Wiener Waffenhandlung auf Lager hält, hätten in die Schrot- und Flobertgewehre, die die Demonstranten erbeuteten, gepaßt.

Lüge ist die Behauptung, daß ausgerechnet die Polizei schwer gelitten habe, denn vier toten Wachleuten lagen 97 tote Männer, Weiber und Kinder gegenüber und während man uns immer wieder mit der Zahl der verwundeten Wachleute behelligte, krächte kein bürgerlicher Hahn nach der Zahl der verwundeten Demonstranten und stellte niemand fest, wieviele Wachleute durch das blödsinnige Schießen der Wache gegen das Straßenpflaster und durch die dadurch verursachten Geller verwundet wurden.

Lüge ist die Behauptung, daß die Demonstranten, die, wenn sie schon zum „Mob“ wurden, nur durch die behördlichen Maßnahmen zu ihm wurden, grausam gewesen seien, denn sie zwangen die Rich-

ter, die aus dem brennenden Justizpalast flohen, bloß dazu, um Gnade zu bitten und ließen sie dann laufen, während es noch keinem Richter eingefallen ist, einen, der um Gnade bat, freizulassen, da das Mitleid ja bekanntlich das Rechtsgefühl untergräbt.

Lüge ist die Behauptung der Regierung, sie könne sich nicht terrorisieren lassen — und zwar vom republikanischen Schutzbund — während sie sich von den Heimwehren folgendes telegraphieren läßt und es auch noch in die Presse lanciert:

Die Bundesleitung der Heimatwehren in Innsbruck hat an den Bundeskanzler folgendes Telegramm gerichtet: Im Namen sämtlicher alpenländischer Heimatwehren ersuche ich, allen etwaigen Versuchen, die an dem Ereignisse vom 15. Juli

Schuldigen in die Regierung zu nehmen.

unbeugsamen Widerstand entgegenzusetzen. Die Heimatwehren müßten sofort Maßnahmen schwerster Art ergreifen. Gezeichnet: Steidle.

Und Lüge ist schließlich die Behauptung, die Polizei hätte schießen müssen, um der Feuerwehr den Weg zum brennenden Justizpalast, in dem sich kein Mensch mehr befand, zu bahnen, denn es existieren Photographien, die zeigen, daß die Feuerwehr schon löschte, während der Platz noch nicht mit Pulver und Blei „geräumt“ war.

Diese Lüge aber, die den Tod der meisten der Opfer zur Folge hatte ist der eigentliche Kernpunkt der Angelegenheit. Während vom Bürgermeister Seitz das schöne Wort berichtet wird „es möge lieber ein Gebäude niederbrennen, als daß ein Mensch getötet werde“, hat der Vizekanzler Hartleb folgende Erklärung abgegeben:

Vizekanzler Hartleb erklärte mit Bezug auf das Gerücht, daß der Befehl zum Scharschießen von ihm ausgegangen sei: „Das ist in dieser Form nicht richtig, wenn ich auch nicht verhehlen kann, daß meiner Ansicht nach die Lage bald zu ernst geworden war, um den Gebrauch der Waffe vermeiden zu können. Von einem durch mich erteilten Befehl zum Schießen kann aber keine Rede sein.

Richtig ist vielmehr, daß die mir unterstellte Polizeidirektion an mich die Anfrage richtete, ob ich mit einer Bewaffnung der Polizeimannschaften mit Karabinern einverstanden sei. Das war zu der Zeit, als der Justizpalast bereits in Flammen stand und die Feuerwehr um jeden Preis an den Brandplatz herangebracht werden mußte. Unter diesen Umständen erachtete ich es als meine Pflicht, meine Zustimmung zu der schärferen Bewaffnung der Polizisten zu erteilen.“

„Und die Feuerwehr um jeden Preis an den Brandplatz herangebracht werden mußte“, das sind die entscheidenden Worte, da liegen alle die wie Hunde Niedergeschossenen begraben. Abgesehen davon, daß nicht einmal der Kaiser von China, viel weniger also der Vizekanzler von Klösterreich, besonders, wenn er so aussieht, das Recht hat, zur Rettung eines Gebäudes Menschen niederknallen zu lassen, wären die Todesopfer auch vollkommen zwecklös. Denn was durch sie verhindert werden sollte, nämlich das Niederbrennen des Palastes, ist doch erfolgt. Ja um in einer dem bürgerlichen Geldbeutel verständlicheren Sprache zu sprechen: die Kosten des Wiederaufbaues wären durch Nichtschießen sogar wesentlich verringert worden. Denn hätte man den Platz bloß — meinetwegen mit Kanonen (aber ohne Munition) — zerniert, weiteren Zuzug ferngehalten, die auf ihm Versammelten aber, die Hunger und Langweile bald nach Hause getrieben hätten, gegen Ablieferung der Waffen — wenn sie überhaupt welche bei sich hatten — abziehen lassen, so hätte die Feuerwehr vielleicht nicht so unbehindert löschen können, der Justizpalast wäre wahrscheinlich eingestürzt, man hätte ohne den Verlust eines Menschenlebens, die Kosten der Abtragung des morschen Mauerwerkes, die den Wiederaufbau jetzt nur verteuert, erspart und dem Staat wären aus dem Umbringen seiner Bürger nicht noch völlig unnötige Kosten erwachsen. So wurde aber aus einem bedauerlichen Mangel finanzieller Vor-

aussicht geschossen und es wurden natürlich — wie immer bei solchen Anlässen — nur Unschuldige erlegt, die sich im Gefühle ihrer Schuldlosigkeit nicht rechtzeitig gedeckt und geflüchtet hatten. Und nur ein Bundeskanzler von Oesterreich, der im Nebenberuf Stellvertreter Gottes ist, kann glauben und behaupten, daß die Gefallenen die Schuldigen gewesen seien, ohne zu bedenken, daß sich seine Polizei ja erst jetzt hinterher, nachdem die Unschuldigen gefallen sind, bemüht, die Schuldigen zu verhaften. Nur christkatholische Milde kann kein Wort des Mitleids für die nichtuniformierten Erschossenen, wohl aber Worte der höchsten Anerkennung für die uniformierten Mörder finden.

Es müssen zwei seltsame Leichenzüge gewesen sein, die nach der Reīnigung des Pflasters vom Blute durch die Straßen gewandert sind. Einer mit den vier Särgen der Opfer einer Volkswut, an der nicht sie, sondern jene schuldig sind, denen sie in Ahnungslosigkeit die Treue geschworen hatten, begleitet von viel kalter Würde und teilnahmsloser Autorität; einer mit den vielen Särgen der Opfer eines Wahns, der sich einbildet, heute noch mit Schießen die Qual der Ausgebeuteten im Zaume halten zu können, begleitet von dem Schmerze Zehntausender. Aber nicht einmal den ehrlichen Schmerz gesteht diese Kanaille von einer bürgerlichen Presse jenen zu, die sonst nichts haben wie ihn, und berichtet:

Die Begrābnisfeier in Wien
Szenen der Verzweiflung
Ausbruch einer Schmerzpsychose

Bei den Grābern kam es zu herzerschütternden Szenen. Zahlreiche Frauen fielen in Ohnmacht, viele Personen bekamen Herzkrämpfe. Die Rettungsgesellschaft, die mit dem Schutzbund zusammen fünf Ambulanzen errichtet hatte, mußte in ungefähr 200 bis 250 Fällen intervenieren. Zahlreiche Zuschauer wurden bei dem Leichenbegāngnis von einer Psychose ergriffen und brachen in Wein- und Schreikrämpfe aus. Außer zwei Leidtragen-

den verfiel auch ein Mann in der Menge in einen Tobsuchtsanfall. Zehn starke Männer mußten ihn halten, damit er nicht Unheil anrichte. Ein anderer Mann, der das Messer gezückt hatte, mußte gehindert werden, es sich nicht selbst in den Leib zu rennen. Obermedizinalrat Dr. Löwenstein ordnete an, daß die Ordnerkette vorrücke, um die Neugierigen aus dem Bereich der psychischen Ansteckung zurückzudrängen.

Wie könnte auch jemand über den Tod von Menschen, die den Behörden verdächtig sind, sich gegen die Autorität aufgelehnt zu haben, ehrlichen Schmerz empfinden! Das kann nur eine Psychose sein! Die Autoritäts- und Prestigepsychose jedoch, von der andere in Wahrheit befallen sind, heißt ihnen staatsmännische Weisheit. Aber der Mann, der über eine solche Wiederherstellung der Ordnung tob-süchtig wird und sich das Messer in den Leib rennen will, sollte ihnen als Fanal an ihrem beschränkten politischen Horizonte leuchten. Die bis zum Wahwitz gesteigerte Verzweiflung, die in diesem Unbekannten in Erscheinung trat, wird den Bereich ihrer psychischen Ansteckung dereinst über die ganze Welt ausdehnen und wird sie alle hinwegfegen: die, die in Amerika Sacco und Vanzetti elektrisch kochen wollen und die, die in Wien Leute, die solche Taten begehen:

Freitag gegen 5 Uhr nachmittags wurde nahe dem Deutschen Volkstheater durch den Schuß eines Polizisten ein etwa sechsjähriges Kind getötet. Ein Passant hatte den Wachmann, der den tödlichen Schuß abfeuerte, im Auge behalten und forderte nun vom Inspektor Nr. 872 die Nummer des Wachmannes. Der Inspektor versprach zunächst, diesem Wunsche nachzukommen, behauptete jedoch, nachdem er zu dem Wachmann hingegangen war, der betreffende Polizeibeamte habe keine Nummer bei sich, also eine offenbar sinnlose Ausrede. Auf Verlangen meldete der Inspektor diesen Vorfall dem Oberkommissär Strobl, der anscheinend die Abteilung beim Deutschen Volkstheater kommandierte. Der Beschwerdeführer, dessen Name und Adresse uns bekannt ist, ließ sich hierauf dem Oberkommissär Strobl vorführen und verlangte auch von ihm die Num-

mer des Wachmannes, der das Kind erschossen hatte. Oberkommissär Strobl fragte zunächst: „Ist der Bub tot?“ Auf die bejahende Antwort erwiderte er: „Ist auch kein Schad' um ihn!“ Sodann gab er einem Wachmann mit drei Rosetten den Befehl, den Mann gegen die Neustiftgasse fortzudirigieren. Das geschah. Unmittelbar darauf hörte der Mann im Weggehen, wie der Inspektor hinter ihm einem Beamten und sechs Wachleuten den Befehl zum Feuern gab. Er hatte, da im Augenblick weit und breit keine Demonstranten zu sehen waren, den bestimmten Eindruck, daß er, der unbequeme Zeuge eines Kindesmordes, erschossen werden sollte. Zum Glück wurde er nicht getroffen.

mit den Ausdrücken höchsten Lobes als Retter des Staates preisen und sich nebenher im bischöflichen Ornat von kleinen, noch nicht zur Herstellung der Ordnung ermordeten Mäderln mit gefalteten Händen anbeten lassen, nämlich so:



Bundeskanzler Scipel bei der Einweihung des Apothekerhauses.



JEREMIADE

Vor Kurzem erschien in einer Wiener Tageszeitung ein Roman — seinen Namen sollt Ihr nie erfahren! — und vier Wochen lang hing etwas in der Luft wie ein Gewitter, das sich entladen will. Es war aber kein Gewitter, es war Brechreiz. Menschen stürzten auf der Strasse ohne ersichtlichen Anlass zusammen, hinterher wurde festgestellt, daß sie ein Kapitel, einen Absatz oder auch nur eine einzige Zeile von jenem Roman zu sich genommen hatten; Panik brach aus, wenn irgendwo davon gesprochen wurde, und Greise starben verklärten Angesichts, selig, daß ihnen die übrigen Fortsetzungen erspart blieben.

Heute ist die Luft wieder rein, kein „Fortsetzung folgt“ sucht mehr den Schlaf unserer Nächte heim, aber ohne Zweifel wird die Pest auch in Buchform erscheinen, und darum sei ein Wort über den Roman gesagt. Es ist das Nochniedagewesenste. Es ist ein Lindbergflug über den Ozean der Sprache. Es ist ein perpetuum mobile der Grammatik. Es ist ein Zugzusammenstoß von falsch angeschlossenen Relativsätzen, entgleisten Gerundien und unterschlagenen Artikeln, von totgeborenen Neologismen, von Verben und Adjektiven, die als Hauptwörter dastehen oder als etwas anderes, wofür sie Gott nicht erschaffen hat. Es ist mit dem Stemmeisen geschrieben. Es ist der größte Schwindel. Es ist ein Roman von — halt, noch nicht!

Denn vorerst muß gewarnt werden, den Fall zu unterschätzen. Er ist ein Symptom, ein Meilenstein der krummen Umwege, die heutzutage zu Auflagen, Ruhm und Honoraren führen. In der guten alten Zeit, da gab es unbegabte Lyriker, langweile Romanciers, erfolglose Dramatiker, Sobs, Aestheten, Schmöcke, —

wie leichtfaßlich war damals das Leben! Aber seit die Verkleidungskünstler und die Taschenspieler in die Literatur eingebrochen sind, seit aus dem Prager Ghetto ein Klopstock nach dem andern in die Welt zog, seit vazierende Grafen Schulen der Weisheit eröffneten, in denen gegen ein kleines Douceur jedermann sein eigener Dalai Lama werden kann, seit fescche Plauderer in sich gingen und Jakob Boehme Konkurrenz machten; seit der Schund ein kompliziertes Esperanto spricht, wird es auch dem abgebrühtesten Beobachter nicht mehr so leicht, den Betrug zu durchschauen.

Mit der Sprache begann es. Gedichte wurden nach der Technik einer Eisenbahnkatastrophe gebaut, fingen mit einem Doppelpunkt an und schlossen mit einem Bindestrich, Verszeilen glichen Auktionskatalogen, Reim und Metrum waren längst hinweggefegt, — man nannte das Expressionismus. Dann kam die Geste. Es kam die pazifistische, die kriegsanklagende, die weltverbrüdernde, die mondäne, die fromme, die meditierende und die tiefe Geste, es kam die Geste der Trauer über das bankrotte Abendland, es kam die Geste, die aus den großen Geistern kleine Novellenkonserven für den Hausgebrauch zubereitete, und die Geste, die ganz Europa zu einer einzigen Nation umschlang, und sie alle waren im Grunde nur die eine Geste der Augenauswischerei.

Aber den Expressionismus trägt man heute schließlich doch nicht mehr, auch nach besinnlichen Reisetagebüchern krähen die Hähne nur noch schwach und von ermordeten Vätern in fünf Akten ist es ganz still geworden. Da kam die Gesinnung in Mode. Allerorten schossen sie aus dem Boden hervor, die Gesellschaftskritiker, die Aufrechten, die entdeckt haben daß irgendwo etwas faul ist, die unerbittlichen Bekämpfer, die nichts als ihren Wahrheitsdrang haben und höchstens noch ein paar gute Beziehungen zu Verlegern, die Bahnbrecher, die aus

dem Leeren schöpfen, um irgend etwas aufzubauen, ohne das wir nicht leben können, die neue Ehe, zum Beispiel, die neue Moral oder wenigstens eine neue Welt. Alle sind sie „fesselnde Psychologen“ oder „Feldherren auf der Walstatt des Menschlichen“ oder — o, wie lieb, ist das! — „das dichterische Gewissen unserer Zeit“, und wenn sie nicht gerade mit abgestandenen Symbolen von anno Ibsen arbeiten, sind sie Kultursatiriker. Und nach dem Naturgesetz, daß man just das bekämpft, wozu man selber Anlage hat, karrikieren sie mit Vorliebe den Spießbürger. Eine Rotte von Simsonen ist über den Philister gekommen, aber der Stärkste unter ihnen, ein Ankläger von wahrhaft biblischen Dimensionen, ein zweiter Jeremias geradezu, ist wohl jener Mann, dessen Roman vor Kurzem in einer Wiener Tageszeitung erschien, — Sie haben seinen Namen doch längst erraten —: er heißt Kreutz.

Rudolf Jeremias Kreutz. Die zeitgenössische Literaturgeschichte, an Unverfrorenheiten wahrlich nicht arm, verzeichnet kaum etwas Aehnliches an Verleugnung der eigenen Vergangenheit — Unruh ausgenommen — und kaum einen Aufstieg von gleicher Stelle. Vor den Kriegsjahren in den untersten Regionen der Belletristik hausend, ein Tiefseefisch der Druckerschwärze, ein augenzwinkernder Witzblatthumorist, hinter dem Pseudonym eines alttestamentarischen Propheten versteckt, eine gereimte Landplage, fesch, zweideutig, so recht den Geist der Offiziersmesse verkörpernd, auch wo sein Spott sich gegen die eigene Kaste richtete; dann, als dem Militärleben vier Jahre lang nur mehr Schattenseiten abzugewinnen waren, in kühner Schwenkung zum unerbittlichen Durchschauer der großen Phrase von Gott, Kaiser und Vaterland geworden; und schließlich, als es auch da nichts mehr zu durchschauen gab und die mit Zugsverspätung eingelangten Winkelriede Anschluß an andere Branchen suchen mußten:

da wurde er einer der penetrantesten Kultursatiriker unserer Tage, ein Feldherr auf der Walstatt des Menschlichen (siehe oben), wie es heißt ins Englische, Dänische und Schwedische übersetzt, — ein neuer Beweis für die Unverwüstlichkeit der angelsächsischen Rasse, — und von Georg Brandes belobt, (dessen Blick freilich ebenso schief für Einzelercheinungen war wie scharf für ganze Epochen).

Spätere Generationen werden es nicht mehr begreifen. Damit man aber dereinst, wenn das Abendland endgültig untergegangen sein wird, wisse, warum es unterging, seien ein paar Perlen aus dem Saustall aufbewahrt, Sprachperlen nur, denn die *H a n d l u n g* nachzuerzählen, zu schildern, mit welcher blendenden Fülle von Einfallslosigkeit, mit welcher „gestalterischen Anmut“ und welcher „tiefinneren Fröhlichkeit“ da eine Welt von Quallen zum Roman geformt ist, widerstrebt den physikalischen Gesetzen. Es handelt sich, wie denn auch anders, um das Problem der Zwiespältigkeit der weiblichen Seele, die zwischen Spiessbürgertum — hat ihn schon! — und dem Drang nach Höherem schwankt: ein sehr beliebtes Thema, weil es da allerhand fesselnde psychologische Gelegenheiten gibt, ordinäre Witze zu machen, und weil bekanntlich der Unterleib das dankbarste satirische Objekt und die Literatur der einzige Ort ist, nach dessen Verlassen man die Kleider nicht in Ordnung zu bringen braucht.

Also bitte: wie sagt ein Kultursatiriker auf expressionistisch, daß sich jemand setzt oder aufsteht? Bemühen Sie sich nicht, Sie kommen nicht darauf: „Er knittert hoch“ oder „er knittert nieder“. (Das müßte sich auf Englisch gut ausnehmen). Noch eine Frage: Wissen Sie, was es bedeutet, daß jemand „Ungemeinplätze schauspielert“ oder „sich als hilflos Resultierende anschmiegt“ oder „weich und fern schleiert“? Wünschen Sie ein Landschaftsbild nach dem jüngsten Geschmack, — hier ist es: „Helle

brach ein, breitete sich, grellte auf den Dächern“. Hier ein zweites: „Himmel, Berge, Wasser, vertrautes Umbild rings schwebte. Wankte.“ (Das ist, wie man weiß, der neueste Schwindel, gleichartige Satz-teile durch eine charmante Interpunktion auseinanderzureissen, etwa so: Da waren Männer. Und Frauen. Und Kinder. Sie kamen, Gingen. Hieher. Und dorthin. Und so weiter.) Und nun noch den aller-schönsten Satz — Großmütter werden ihn dereinst den Enkelkindern auf ihrem Schoße hersagen —: „Sie zog einen unguten Mund zu ihm herüber, der ertaubt mit seinem Dämon rang.“

Ach, es wäre ja so leicht, beim Anblick dieser Stilwunder in polemische Ekstasen zu geraten, und einen Autor, der ertaubt für die Sprache mit dem Dämon der Unbegabung ringt, zum Sprichwort zu machen. Aber wer vermöchte das apokalyptische Grauen darüber zu gestalten, daß dergleichen für einen Repräsentanten zeitgenössischer Romankunst ausgegeben wird, wer vermöchte sich von dem Schuldbewußtsein zu befreien. Jahr um Jahr Augenzeuge gewesen zu sein, wie diese Schmach emporwuchs, bis sie das „dichterische Gewissen unserer Zeit“ genannt werden konnte! Es gab einst eine Stimme, die Worte dafür gefunden hätte, einen anderen Jeremias, — und gerade der ist gesteinigt worden — einen Propheten und Gesellschaftskritiker, dessen Auflageziffern bei weitem nicht an die seines Kollegen heranreichen. Er hätte vielleicht dieser Schmach ein Ende bereiten können. Vorhergesehen hat er sie, denn er war eben ein Prophet, und sein Rat klingt, als sei der Roman von „Annemariens Komplexen“ zur Zeit des Nebukadnezar erschienen: „Wenn du“ — so spricht der Prophet — „wenn du dieses Buch gelesen hast, dann binde einen Stein daran und wirf es in den Euphrat.“

Es muß aber nicht gerade der Euphrat sein.
Ernst E. Stein.

EIN BRIEFWECHSEL

Von Carl Dallago, dem Verfasser der weitaus besten, weil aus Kongenialität und nicht aus Kenntnis chinesischer Vokabeln geborenen Wiedergabe*) des Tao-te-king, der auch sämtliche bisher im Nebelhorn erschienenen Zitate Lao-Tses entnommen sind, erhielt ich nach dem Erscheinen von Nr. 12 folgenden Brief:

22. Juni 1927.

Geehrter Herr Doktor!

Seit einiger Zeit erhalte ich Ihre Zeitschrift „Das Nebelhorn“ zugesandt. Ich bestellte es nicht und bestelle es nicht. Neben Vielem, das dem Menschlichen das Wort redet, ist von Ihnen doch auch Manches vorgebracht, dem man unmöglich zustimmen kann. Das Schlimmste in dieser Hinsicht enthält Ihr Aufsatz in Nr. 12 „Das Ernstnehmen des Todes“. Ein menschlich gesinnter Schriftsteller hätte ihn nicht schreiben können. Denn echte Menschlichkeit im höchsten und tiefsten Sinne enthält zweifellos, was Christus lehrte und lebte, und was Sie über ihn aussagen, ist ganz unhaltbar. Wenn Sie Buddhismus verkünden wollen, verkünden Sie ihn direkt, ohne zuerst das Christliche Christi herabzusetzen und ihm die Mängel Ihrer Einsicht anzudichten. Das wahre Christliche muß sich halten können, ohne den Buddhismus herabzusetzen, weil dieser, wie der Taoismus Wesentliches von ihm — nämlich vom wahren Gottesverhältnis des Menschen — als dem Verhältnis zum Absoluten — an sich hat, ohne freilich auch den Vergleich scheuen zu müssen. „Religion“ ist ein späterer Begriff, hätten Sie beim „wahren Menschentum“ eingesetzt, müßten Sie ein anderes Ergebnis haben. Ich finde Vie-

*) Diese Wiedergabe erscheint demnächst im Brenner-Verlag zu Innsbruck in neuer Auflage und sollte in keiner Bibliothek fehlen; denn sie enthält in ihren 81 Sprüchen mehr wahre Lebensweisheit als 81 Bände abendländischer Philosophasterei.

les von Ihrem Gesagten geradezu verwerflich — auch unwahr und unlogisch. Ich frage, was lehrt mehr als das Neue Testament „das Ernstnehmen des Todes“? Ich bitte Sie, zu verstehen, daß ich meiner freien Uebertragung des Taoteking wegen, der Sie Ihren zitierten Satz entnommen haben, diese Zeilen an Sie richten muß, denn ich darf nicht die Meinung aufkommen lassen, daß ich mit Ihrer Auffassung Christi auch nur das geringste gemein hätte. Bitte, bedienen Sie sich anderer Uebertragungen, den Satz „den Tod ernst nehmen und darnach zu leben“ hat nur die meine, und meine Meinung und mein Glaube ist, daß eben auch der Taoteking von der Beschaffenheit des Messias die Beschaffenheit des Reinen Menschen hergeleitet hat. Auch ihr antithetischer Ausklang ist mehr spielerisch als gehaltvoll. Denn mit dem Ernstnehmen des Todes und danach zu leben, erhält auch das Leben seinen Sinn und ist nicht mehr „für etwas Sinnloses zu halten“.

So grüße ich Sie in Hochachtung für Ihr anderes menschliches Streben.

Carl Dallago.

28. Juni 1927.

Sehr geehrter Herr Dallago!

Ihr Brief vom 22. VI. war mir in mehr als einer Beziehung interessant. Vor allem aber war er für mich in seiner — ich spreche das Wort Ihnen gegenüber ungerne aus — Verworrenheit die tiefste Enttäuschung, die ich, seitdem ich das Nebelhorn herausgebe, erlebt habe. Sie werfen mir vor, daß ich Christus die Mängel meiner Einsicht andichte und dichten mir in einem Atem die Mängel Ihrer Einsicht an. Wo habe ich in meinem Artikel, der sich gegen die Auffassung der Religion als geistiger Trägheitserscheinung wandte, behauptet, das Christentum oder die Lehre Christi nehme den Tod nicht ernst? Sie müßten mir denn doch die Stelle erst zitieren, ehe ich mich in eine Debatte einlassen kann und ebenso müßten Sie mir mitteilen, was an meinen Ausführungen „geradezu verwerflich“, was an ihnen „unwahr“ und „unlogisch“ ist, so daß „man“ ihnen unmöglich zustimmen kann, was ich übrigens nie und nirgends verlangt habe. Es bleibt Ihnen natürlich unbenommen,

davon überzeugt zu sein, echte Menschlichkeit enthalte zweifellos, was Christus lehrte und lebte, so daß es also logischer Weise vor Christus gar keine echte Menschlichkeit gegeben haben kann und es ist geradezu lehrreich — weil typisch christlich — wenn Sie behaupten, der Buddhismus, der 500 Jahre älter ist als das Christentum, habe Wesentliches von diesem an sich und der Taoteking leite die Beschaffenheit des reinen Menschen von der Beschaffenheit des Messias, also eines 500 Jahre später in Erscheinung getretenen jüdischen Idols ab. Warum dies so, und nicht, wie es der Zeitfolge nach logisch wäre, umgekehrt ist, werden Sie wohl ebensowenig aufklären wie das, was Sie sich wie so viele andere eigentlich unter dem „Christlichen Christi“, dem „wahren Christlichen“, dem „speziell Christlichen“ vorstellen. Tolstoi, der es in dem Satze „Ihr sollt nicht widerstreben dem Uebel“ sah, hat auch nicht recht, denn in den Reden Buddhas gibt es dieselbe Lehre, wenn auch nicht gerade mit diesen Worten. Ich glaube das speziell Christliche kann nur die Lehre von den Wohnungen im Hause des göttlichen Hausherrn sein. Solch eine tiefstehende Vorstellung findet sich freilich im ganzen Buddhismus nicht. Der Nimbus der sonstigen Originalität und Einzigkeit des Christentums basiert aber hauptsächlich darauf, daß die, die sie behaupten, keinen Dunst von anderen Religionen haben.

Ich habe in dem Artikel, der Sie so empört, die Erhabenheit der moralischen Lehren Christi nirgends bestritten und ein guter Teil der bisher erschienenen Hefte des Nebelhorns ist mit Zitaten aus ihnen angefüllt. Aber ich beschränke mich nicht auf den billigen Ruhm, die blödsinnige Praxis der christlichen Kirchen zu glossieren, sondern ich wage die Vermutung auszusprechen, daß dieses einzigdastehende Mißverhältnis zwischen religiöser Lehre und religiöser Praxis, das nur beim Christentum gefunden wird, doch irgendwie in einem Mangel der Lehre begründet sein müsse und ich unterfange mich, etwas zu tun, was sich bisher noch die wenigsten getraut haben, nämlich die Lehre und das Leben Christi selbst zu kritisieren, die bisher auch den verbissensten Gegnern der Kirche als ein noli me tangere galten. Ich mag damit Unrecht haben

und bin gerne bereit, mich zu bekehren. Was ich aber verlange, ist, daß man mir beweist, daß ich Unrecht habe und mir nicht bloß nach Pastorenart vorwirft, was ich sage, sei verwerflich, unlogisch und unwahr. Ich muß gestehen, daß ich mich mit dem verächtlichen Tone, in dem Christus immer von den „Heiden“ spricht und der die ganze durch nichts gerechtfertigte Präpotenz der Weißen gegenüber den Farbigen zur Folge hatte, so lange nicht einverstanden erklären kann, als das tägliche Gebet Christi die Bitte enthält: „Erlöse uns von dem Uebel!“, das tägliche Gebet der Buddhisten aber die Bitte: „Mögen alle Wesen heute schmerzfrei sein!“ Ich muß gestehen, daß mir schon die Galle steigt, wenn ich nur die Worte „du sollst“ in Verbindung mit dem Worte „lieben“ höre — ein psychologisches Monstrum von einer Zumutung! -- und wenn dieses „lieben“ gar auf einen Gott bezogen wird, der angeblich allmächtig, allwissend und allgütig ist und dabei doch ununterbrochen aus dem Nichts Seelen erzeugt, die er trotz seiner Allmächtigkeit so schwach macht, daß er mit seiner Allwissenheit voraussehen muß, daß sie seinen Geboten nicht folgen können werden und der diese Seelen, die durch seine Schuld sündigen, trotz seiner Allgüte für zeitliche Vergehen ewig zu Heulen und Zähneknirschen verdammt — dann habe ich genug, so wie Schopenhauer genug gehabt hat. Haben Sie schon einmal bemerkt, daß in Christi ganzer Lehre, die angeblich für echte Menschlichkeit unentbehrlich sein soll, mit keinem Worte vom Tier die Rede ist und daß Christus also indirekt an allen in christlichen Landen verübten Untaten gegen Tiere mitschuldig ist? Was, glauben Sie, hat sich Christus gedacht, als er den Fischzug Petri segnete, was hat er im Tempel, dieser grandiosesten Großfleischhauerei des Altertums, der erst heute wieder in Chicago Ebenbürtiges erstanden ist, empfunden, wenn er Zeuge war, wie man an den blutbeschmierten Altären Jehovas Turteltauben mit Zangen die Köpfe „abkneipte“ und zwar zur Feier eines Ereignisses, bei dem ein Perser, also ein Heide, zum Beispiel auf den Markt geht, zwei Tauben kauft und sie freiläßt? Was, glauben Sie, hätte Christus an Stelle jenes gewöhnlichen buddhistischen Mönches getan, der im Dschungel eine schon halb bewußt-

lose, verhungemde Tiegerin mit ihren Jungen fand, für die sie keine Milch mehr hatte, und der „von Mitleid bewogen“ sich ihr zum Fraße hinwarf? Und was ist von einem Welt-erlöser zu halten, der vor Angst Blut schwitzt und von dem berichtet wird, daß er vor den Häschern in die Wüste floh, während der heidnische Sokrates die schon vorbereitete Flucht aus dem Gefängnis ablehnte und lächelnd den Schierlingsbecher trank? Sind diese Fragen vielleicht unlogisch, diese Tatsachen vielleicht unwahr, wenn sie auch — natürlich! — verwerflich sind?

Ich glaube es ja gerne, daß es allen christlichen Seelen peinlich ist, wenn ich den Buddhismus, wie Sie sagen, nicht „direkt“ verkündige, sondern dadurch, daß ich ihn neben das Christentum stelle. Aber kann ich ihn besser verkündigen als durch diese Gegenüberstellung und setze ich dabei das Christentum herab, wie Sie behaupten oder fällt es selber von dem Piedestal der allein seligmachenden Religion herab, auf das es nie hinaufgehört hätte?

Ich bilde mir natürlich nicht im entferntesten ein, daß diese kurzen Ausführungen irgend eine Wirkung auf Sie haben könnten. Aber soviel sollten Sie Ihnen doch klar machen, daß ich sehr wohl imstande bin, das, was Sie als „unhaltbar“ bezeichnen, zu halten, und daß auch die mehr „spielerische als gehaltvolle“ Antithese am Schlusse meines Artikels, für den, der auch nur eine blasse Ahnung vom Buddhismus hat, gehaltvoll genug ist. Denn wenn das Leben keinen anderen Sinn hat, als den, durch sein Vorhandensein zu ermöglichen, seine Sinnlosigkeit zu durchschauen, dann ist es eben doch sinnlos.

Schließlich bleibt mir nur noch übrig, die brüske Art zu bedauern, mit der Sie eine „Bestellung“ des Nebelhorns ablehnen, obwohl ich Sie nie aufgefordert habe zu bestellen, sondern Ihnen diese Zeitschrift als bescheidenes Zeichen meines Dankes für das, was Sie mir mit Ihrer Lao-Tse-Uebersetzung gegeben haben, zusenden ließ. Ich hätte über diese einzigartige Wiedergabe, die mir nach Empfang Ihres Briefes noch wunderbarer als vorher erscheint, schon lange etwas geschrieben, wenn mich nicht Herr Ficker ersucht hätte, bis zur Neuausgabe zu warten. Ihr Brief gibt mir begreiflicher Weise

den Anlaß, es nun doch vorher zu tun und ich glaube Ihnen dienlich sein zu können, wenn ich bei dieser Gelegenheit in der nächsten Nummer meine Leser durch den gleichzeitigen Abdruck unseres Briefwechsels von Ihrem Standpunkte unterrichte.

Mit den ergebensten Empfehlungen

Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn.

3. Juli 1927.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Der Inhalt Ihres Briefes, als der Antwort auf den meinen, überrascht mich nicht; aber gerade Gesinnung hätte den Brief nicht so geschrieben. Wenn Sie meiner Meinung wären, daß, was Christus gelehrt und gelebt hat, das Ernstnehmen des Todes in unüberbietbarer Weise lehrt, könnten Sie logischer Weise in einem Aufsatz, der diesen Titel trägt und in die Forderung, den Tod ernst zu nehmen und danach zu leben, ausklingt, nicht von einem „gewissen Jesus Christus“ reden und an ihm Widersprüche und Mängel aufzeigen. Ich sage jetzt aufzeigen und nicht mehr andichten, aber jenes belastet den, der es glaubt getan zu haben, mehr als der Vorwurf, den ich Ihnen mit dem Worte „andichten“ gemacht habe. Verwerflich finde ich, so zu sprechen von Christus, wie Sie von ihm gesprochen haben, und daß Sie glauben, ohne zu glauben das religiöse Problem erörtern zu können. Ich kann mir auch Lao-Tse nicht ohne Glauben vorstellen. Uebrigens verüble ich Ihnen nicht, daß Sie mir Verworrenheit vorwerfen, eher daß Sie vielleicht annehmen, Ihre Auffassung decke sich mit der meinen. Was ich gesagt habe, bleibt gesagt und hat seine Berechtigung und Verankerung in meinem Glauben und kommt in meinem Schrifttum besser zum Ausdruck. Als Lehrer des Christentums aufzutreten kommt mir nicht zu, aber mein Glaube an Gott und an Christus als an die Wahrheit, die nicht erst 500 Jahre nach Buddha und Lao-Tse entstanden ist (übereinstimmend mit dem Prolog des Joh. Evang.) und darum auch in Buddhismus und Taoismus umgehen konnte (wenn auch nicht in Vollendung) berechtigt und verpflichtet, vielleicht sogar gegen die Institution anzukäm-

pfen, die als Autorität für das Christliche auftritt und der das Christentum zuzuschreiben ist, das das Aufkommen des Gegensatzes von Theorie und Praxis, den das Christliche nicht kennen kann, in sich birgt. So handelt es sich auch nicht darum, die Praxis der offiziellen christlichen Kirchen zu glossieren, sondern als die einzige Autorität für das Christliche wiederum Christus und nicht eine Kirche zur Geltung zu bringen, was vorläufig jedoch nicht erreicht ist. Was Sie sich unterfangen, mag gerade der offiziellen römischen Kirche nicht sehr unangenehm sein; aber das Sich-getrauen „die Lehre und das Leben Christi selbst zu kritisieren, was sich bisher noch die Wenigsten getraut haben“, bedeutet zweifellos das Kind ausschütten und das schmutzige Badewasser für sich behalten; ihm entspricht auch die Aussage: „Was ist von einem Welterlöser zu halten, der vor Angst Blut schwitzt?“ u. dgl. Es bezeugt mir, daß Sie weit über die Grenzen Ihrer Fähigkeiten hinausgegangen sind. Sie nehmen für sich Kraus' Ausspruch: „ein menschlich gesinnter Schriftsteller“ in Anspruch und fühlen ihn mit Recht als Lob, umso mehr, weil ihn Kraus tat, den Sie mit Recht sehr hochschätzen. Nun, halten Sie sich doch auch an das Beispiel Kraus', der mehr als vielleicht jeder andere Schriftsteller seine Grenzen kennt und nicht über sie hinauszugehen weiß, was wesentlich auch zu seiner Größe als Schriftsteller gehört! Nie wird Kraus Ihrem Aufsatz „Das Ernstnehmen des Todes“ zustimmen können, aber ich glaube, daß er mit mir darin übereinstimmen wird, daß Sie mit dieser Erörterung des religiösen Problems über die Grenzen Ihrer Fähigkeiten hinausgegangen sind. Und das ist umso schlimmer, als Sie der Herausgeber und Schriftleiter einer Zeitschrift sind.

In Hochachtung für alles andere, was Achtung erfordert, grüße ich Sie und möchte wünschen, daß Sie mit Ihren Publikationen dem Menschen zu echter Menschlichkeit verhelfen. So empfehle mich

Carl Dallago.

Auf diesen Brief erfolgte keine Antwort mehr. Er enthält keine wesentliche Widerlegung dessen, was ich gesagt hatte, und ich glaubte meine Kennt-

nis der Grenzen meiner Fähigkeiten nicht besser beweisen zu können als dadurch, daß ich dort mit dem Debattieren aufhörte, wo der Glaube anfängt. Wir wollen ihn und das Bekenntnis zu ihm bei einem Menschen von der Bedeutung Dallagos in Ehren halten und schweigen. Denn es ist natürlich richtig, daß neben dem „Ignorabimus“ des Buddhismus der Glaube metaphysischen Problemen gegenüber, über die mit dem Verstande nichts ausgemacht werden kann, das einzige Rettungsmittel der dürstenden Seele ist und daß es wohl eine Kritik der Ueberlieferung vom Leben und der Lehren Christi, aber nur einen Glauben an das Metaphysische seiner Lehre geben kann. Und wir wollen uns eines tiefen Wortes — ich glaube, es ist von Gorki — erinnern, das ein Atheist einer Frau, die ihn ganz bekümmert fragt: „Also gibt es wirklich keinen Gott?“ antwortete: „Wenn Du an ihn glaubst, dann gibt es einen!“ Amen.



DIE WILLKÜR AN DEN TÜREN DES RICHTERZIMMERS

München, 7. Juli. Die Schwurgerichte und der Fall Grosavescu. Im bayrischen Landtag sprach Justizminister Gärtner bei Beratung des Justizetats auch über den Freispruch der Frau Grosavescu und führte dabei aus: Was die Frage betrifft, ob wir die jetzigen Schwurgerichte beibehalten oder zu den alten Schwurgerichten, bei denen die Entscheidung der Schuldfrage ausschließlich den Laien übertragen ist, zurückkehren sollen, möchte ich dringend ersuchen, diese Frage nicht als eine politische Frage zu betrachten, denn es wäre eine Ueberschätzung, zu glauben, daß Rechtsgedanken und Rechtsentwicklung etwa durch die Kanäle der Parteien geleitet werden könnte. Es kommt auch nicht darauf an, ob unter dem alten oder dem neuen Schwurgericht mehr Fehlurteile vorge-

kommen sind — was sich überhaupt nicht feststellen läßt — denn es gibt kein System, das die Möglichkeit eines Fehlurteiles überhaupt ausschließt. Aber ich möchte in diesem Zusammenhang auf das Urteil hinweisen, das vor einiger Zeit in Wien gefällt worden ist im Fall Grosavescu. In der Presse ist behauptet worden, daß einer der Geschworenen erklärt hat, nur aus Mitleid habe man die Frau, die ihren Gatten aus Eifersucht getötet hat, freigesprochen. Mag das nun richtig sein, daß diese Aeußerung gefallen ist, oder nicht, ich bin überzeugt, daß tatsächlich das Mitleid zur Freisprechung einer geständigen oder überführten Angeklagten geführt hat. Dieser Vorgang ist so ernst, daß man gar nicht eindringlich genug bitten kann, ihn ins Auge zu fassen. Das Mitleid mit dieser Frau, die im schwersten Ehekonflikt den Mann töten konnte, mag vom Standpunkte der Sittlichkeit, des Christentums, der Menschlichkeit durchaus achtenswert sein, wenn wir aber dieses Motiv überhaupt durch die Türen eines Richterzimmers eintreten lassen, dann sind wir am Ende des Rechts und am Anfang der Willkür. Denn auch das ist Willkür, wenn sich Richter von ihrer beschworenen Pflicht, nur nach dem Gesetz zu richten, durch ein menschlich noch so wertvolles Motiv abdrängen lassen. Bei den Presseerörterungen tritt immer wieder die Frage hervor, was ist zu tun, um ein derartiges, auch von der ganzen Wiener Bevölkerung als Fehlspruch empfundenes Urteil für die Zukunft unmöglich zu machen. In dieser Diskussion spielt der Gedanke eine Rolle, ob nicht durch Uebernahme des deutschen Schwurgerichtes in seiner jetzigen Gestalt eine gewisse Garantie vor der Wiederkehr eines derartigen, das Rechtsgefühl tief erschütternden Vorganges läge.

Dieser Quatsch ist so charakteristisch, daß man gar nicht eindringlich genug bitten kann, ihn ins Auge zu fassen. Man mag über den Prozess Grosavescu und seinen Ausgang denken wie man will, ein Gutes hat er unbestreitbar gezeitigt: er hat einen Justizminister zu dieser authentischen Aeußerung über die Rechtspflege verleitet und dadurch einen Gärtner als Schafbock erwiesen. Keiner hat es noch

so klar ausgesprochen, daß die Rechtsprechung ein menschlich völlig wertloses Tun ist und dass die menschlich wertvollsten Motive zu ihrem Gegenteil, nämlich zur Willkür führen müssen, die als Frauenzimmer an den Türen des Richterzimmers nichts zu suchen hat. Denn da drin gehts sittlich und nicht menschlich zu. Die Beweggründe des Christentums mögen ja durchaus achtenswert sein, an die beschworene Pflicht der Richter, nur nach dem Gesetze zu richten, reichen sie aber wohl bei weitem nicht heran. Jene Gefühle sind ja dem Menschen bloß von den Göttern in die Brust gelegt worden; die durch Majoritätsbeschlüsse zustande gekommenen Gesetze aber stammen geradewegs von der Macht, mit der die Götter selbst vergeblich kämpfen, sind also unbedingt höher zu werten. Es kommt nur darauf an, daß eine Frau in einem Anfall wahnsinniger Eifersucht auf ihren Mann geschossen und ihn zufällig umgebracht hat, nicht aber darauf, daß ein Mann aus einem menschlich weit weniger begreiflichen Grunde seiner schwangeren Frau einen Fußtritt in den Bauch verabreicht und sie dadurch zufällig nicht getötet hat. Eine solche Vorstellung könnte zum Mitleid führen und dadurch das offizielle Rechtsgefühl gröblich verletzen, das nur dem Namen nach ein Gefühl, in Wirklichkeit aber die sitzfleischgewordene Gefühllosigkeit der Richter ist.



DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG

In Nr. 15 soll es heißen: Auf S. 22, Z. 10 von unten: statt: „auf“ „in“; S. 22, Z. 4 von unten: statt „über dieses“ „auf diesem“.

DAS NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei
Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung
Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration,
Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei
Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.